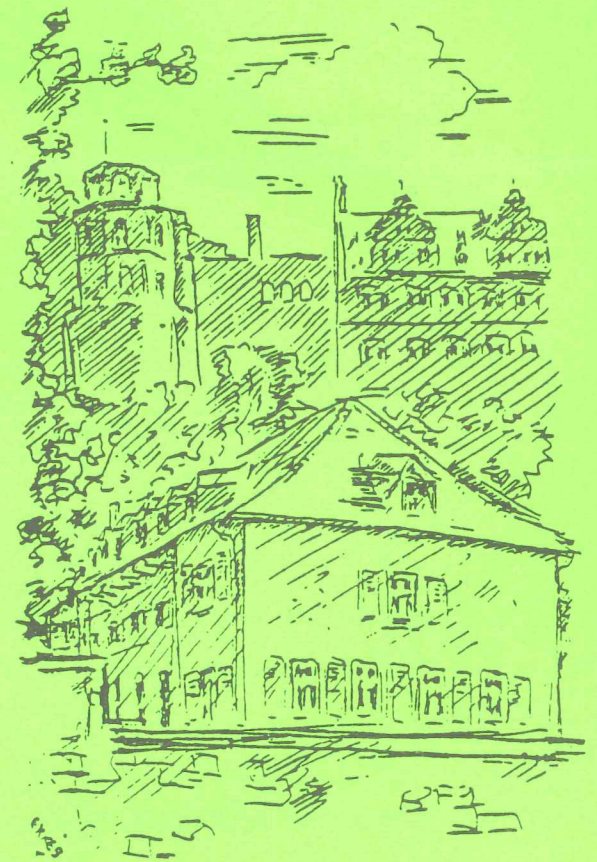

OECUMENICA

1985 3. Heft



Informationen und Beiträge für Mitglieder und Freunde

FREUNDKREIS OEKUMENISCHES STUDENTENWOHNHEIM HEIDELBERG E.V.

INHALT

Vorwort (Frank Lotichius)	S. 2
Abschied vom Oecumenicum (Günter Röhser)	S. 5
Bericht des Studienleiters über das SS 1985 (Alfried Wieczorek).....	S. 7
Der Deutsche Ärztetag 1985 zum Problem der extra- korporalen Befruchtung (E.Schlicker)	S. 10
Die Zerstörung der Arbeitslust (W.R.Schmidt)	S. 14
Eigenständige Theologie in China (Taiwan) (Michael Plathow)	S. 21
Das Unijubiläum lebt nicht ohne die Bevölkerung (RNZ-Artikel vom April 1985)	S. 34
Im Jubiläumsjahr der Universität von Rom zurück nach Heidelberg (RNZ-Artikel Aug.85) .	S. 35
Günther Bornkamm 80 Jahre (RNZ-Artikel vom Oktober 1985)	S. 37
Veröffentlichungen	S. 38
Tabellarischer Lebenslauf (Alfried Wieczorek)	S. 39
Personalmeldungen	S. 41
Mitgliederliste	S. 42
Impressum	S. 44

VORWORT

Liebe Mitglieder des Freundeskreises !

Hiermit erscheint das dritte Heft unserer Zeitschrift "Oecumenica". Es freut uns, damit wieder ein paar Beiträge aus dem Mitgliederkreis vorliegen zu können.

Lassen Sie uns noch einmal kurz Sinn und Zweck dieser kleinen Zeitschrift darstellen: Sie dient vor allem der Information, zunächst über die Situation des Heimes.

Es hat ja in letzter Zeit einige personelle Veränderungen gegeben. So erhielten wir im vorigen Jahr mit Prof. Dietrich Ritschl einen neuen Ephorus - er stellte sich in der letzten Oecumenica bereits vor. Im Frühjahr dieses Jahres hat sich nun auch ein Wechsel unter den Studienleitern vollzogen. Herr Röhser ist seit März Vikar der bayerischen Landeskirche (lesen Sie dazu seinen Abschlußbericht). Sein Nachfolger ist Herr Wieczorek, dessen Frau als Assistentin bei Herrn Prof. Ritschl tätig ist. Herr Wieczorek stellt sich in dieser Oecumenica selbst vor und berichtet auch über das vergangene Semester. Es ist erfreulich festzustellen, daß das Heim unter diesen personellen Veränderungen nicht zu leiden hatte, sondern daß das Heim weiterhin in sehr aktiver Weise lebt.

Eine andere, nun doch sehr einschneidende personelle Veränderung hat es unter den Heimbewohnern gegeben: seit Sommersemester 1985 wird das Heim durch das andere Geschlecht bereichert - die ersten Studentinnen zogen ein !!! Zu den ersten, sehr positiven Erfahrungen mit dieser -für einige ehemaligen Heimbewohner sicherlich überraschenden Neuerung- lesen Sie bitte die Berichte von Herrn Röhser und Herrn Wieczorek.

Nun zum zweiten Teil dieses Heftes. Er dient dem Informationsaustausch unter uns, den Mitgliedern des Freundeskreises.

In diesem Sinne sind auch die meist kurzen, mitunter auch etwas längeren Artikel zu verstehen; sie sollen einen kurzen Einblick geben in einen Tätigkeitsbereich des jeweiligen Mitglieds.

Bitte lesen Sie dazu die Beiträge von Herrn Dr. Plathow, Herrn Dr. Schlicker und Herrn Dr. Schmidt. In diesem Zusammenhang möchten wir Sie, besonders die Freunde im Ausland, von denen bisher noch kaum Beiträge erschienen sind, ermuntern, Artikel für die Oecumenica zu schreiben.

Auf den dritten Teil möchten wir besonders hinweisen, da er nur sinnvoll ist, wenn er so aktuell wie möglich gehalten werden kann. Es geht um die **Personalnachrichten, Veröffentlichungen der Mitglieder und die Mitgliederliste mit den Adressen**. Wir halten es für sehr hilfreich und sinnvoll, nicht nur Namen und Adressen mitzuteilen, sondern auch Einblick zu geben in die Tätigkeiten der Mitglieder. Unter "Veröffentlichungen" sind also nicht nur wissenschaftliche Abhandlungen zu verstehen. Wir möchten Sie ausdrücklich dazu ermuntern und bitten, von diesem dritten Teil Gebrauch zu machen, auch neue Adressen mitzuteilen. Es wäre schön, wenn die Mitgliederliste durch Ihre Mithilfe ständig erweitert werden könnte.

Zum Schluß noch der Hinweis auf ein wichtiges Ereignis:

die Universität Heidelberg feiert im kommenden Jahr ihr 600-jähriges Bestehen! Zu diesem herausragenden Jubiläum wird es zahlreiche universitäre Veranstaltungen geben. Der Haupttermin der Feierlichkeiten wird der 18./19. Oktober 1986 sein. Auf der Mitgliederversammlung am 6. Juli 1985 haben wir nun beschlossen, zum Jubiläum ein Symposium zu veranstalten, das die Mitglieder des Freundeskreises, die Studentinnen und Studenten des Heimes und der Universität und die Dozenten unter einem oekumenisch ausgerichteten Thema zusammenbringen soll.

Wir laden Sie schon jetzt herzlich ein, vom 3.-10. September 1986 teilzunehmen am Symposium zum Thema "Einheit der Wissenschaft, Einheit der Kirche, Einheit der Menschheit". Für das Symposium wird uns das Petersstift für Übernachtung, Verpflegung und mit Tagungsräumen zur Verfügung stehen. Es besteht auch die Möglichkeit, über den 10. September hinaus im Petersstift zu wohnen. Bitte merken Sie sich den Termin vor, eine gesonderte Einladung werden wir Ihnen noch rechtzeitig zuschicken.

Schwerpunkt des Symposiums wird das Wochenende 5.-7. September sein. Der Termin soll den ausländischen Mitgliedern, vor allem aus dem angelsächsischen Raum, die Möglichkeit zur Teilnahme bieten (er liegt vor Beginn des Trimesters). Das Thema ist bewußt so gefaßt, daß es

interdisziplinäre Beiträge ermöglicht. Einige Vorträge sind bereits angemeldet. Wir würden uns sehr freuen, wenn viele Mitglieder an diesem Symposium teilnehmen würden! Wir möchten Sie schon jetzt bitten, Vorträge vorzuschlagen. Es wäre schön, viele der ehemaligen Heimbewohner bei dieser Gelegenheit wiederzusehen.

Auch die nächste Ausgabe der "Oecumenica" soll im Zeichen des Jubiläums stehen. Sie ist als Festschrift mit vergrößertem Umfang geplant. Wir sind deshalb in stärkerem Maße auf Ihre Beiträge angewiesen. Es dürften in besonderer Weise auch Beiträge zur Geschichte unseres Heimes in Frage kommen. Bitte setzen Sie sich bald mit uns in Verbindung, wenn Sie einen Beitrag leisten können.

Alle Anfragen und Mitteilungen richten Sie bitte an die Wohnheimadresse: Freundeskreis des Ökumenischen Studentenwohnheims,

Plankengasse 3
D-6900 Heidelberg

Frank Lotichius

Abschied vom Oecumenicum

Günter Röhser

Während ich diese Zeilen schreibe, liegen bereits drei Monate Dienst als Vikar in der oberfränkischen Gemeinde Rehau hinter mir, und ich befinde mich gerade im Evang.-Luth. Predigerseminar Bayreuth zum Seelsorgekurs. Die Umstellung auf die gegenüber Heidelberg sehr veränderten Verhältnisse in Rehau ist mittlerweile auch mir und meiner Frau gelungen; völlig unproblematisch war sie nur für unseren kleinen Matthias. Er wird im September drei Jahre alt und soll bald in den Kindergarten gehen.

Nicht nur räumlich sondern auch innerlich habe ich also nach einer relativ kurzen Zeit doch schon eine gewisse Distanz zu den Belangen des Heimes gewonnen, und es fällt mir nicht leicht, mich heute noch einmal dahin zu versetzen und Rückschau zu halten. Ich versuche es, indem ich einen kurzen Bericht vom WS 1984/85 gebe - dem letzten Semester, in welchem ich die Heimleitung innehatte und in dem ich zugleich (nach fast vierjähriger Arbeit) meine Dissertation abschloß.

Besonders muß das Engagement der Heimbewohner bei den wissenschaftlichen Hausabenden (mittwochs) erwähnt und hervorgehoben werden. Die Diskussionen zeichneten sich durch eine ungewöhnliche Intensität und zum Teil durch ziemlich deutliche (theologische) Frontstellungen aus. Diese zeigten sich besonders bei einem Abend über "Entwicklungshilfe am Beispiel Indiens", bei dem Thema "Homosexualität und Kirche" (mit Prof. Hungar), sowie durch einen Vortrag von Dr. Duchrow über "Das ökumenische Netz in Baden als Möglichkeit politischen Handelns". Außerdem ist an einem Abend mit Prof. Ritter über den Ertrag des "Kirchenkampfes", an die Themen "Prozeßtheologie" (mit Frau Link-Wieczorek) und "Reinkarnation" (mit Prof. Berger), sowie an Lichtbildervorträge von Heimbewohnern über Taiwan, Syrien und den Athos zu erinnern. An diese Abende denke ich besonders gerne zurück - nicht zuletzt auch wegen des jedesmal von den Studenten zubereiteten gemeinsamen Abendessens. Schließlich möchte ich erwähnen, daß ich mit einer Arbeitsgruppe eine regelmäßige griechische NT-Lektüre (Galaterbrief) durchgeführt, sowie zusammen mit meiner Frau - wie in jedem Semester - einige private Einladungsgruppen für Hausbewohner veranstaltet habe. Am 2.11.1984 fand ein Empfang im Ökumenischen Institut anläßlich der Einrichtung des Dispositionsfonds statt.

In der zweiten Semesterhälfte wurde das Leben im Haus zunehmend von Auseinandersetzungen bestimmt, die durch den Wechsel in der Leitung von Institut und Wohnheim ausgelöst wurden und sachlich v.a. die Konzeption des Hauses und seine künftige Entwicklung betrafen (einige Stichworte: Verbindung von wissenschaftlichem Institut und geistlich geprägter Wohngemeinschaft, Stellenwert der Andachten, Heimordnung, Zahl der Heimplätze u. ä.). Wenn ich auch von der Heftigkeit dieser Diskussion überrascht war, so muß ich doch im nachhinein feststellen, daß sie einer notwendigen Klärung diente und einer Einrichtung wie dem Oecumenicum, die von jeher mit einem relativ hohen Anspruch aufgetreten ist, durchaus von Zeit zu Zeit gut ansteht. Ich denke auch als Ehemalige sollten wir uns an diesem Gespräch beteiligen.

Rückblickend auf die ganze Zeit meiner zweieinhalbjährigen Tätigkeit als Studienleiter, möchte ich sagen: Ich habe mich während dieser Zeit immer als "Interimspräsident" verstanden, dessen Aufgabe es war, die besonderen Merkmale und Möglichkeiten des Hauses als ein gutes Erbe zu bewahren und dem zukünftigen Ephorus (der zu Beginn meiner Tätigkeit noch nicht feststand) und seinem neuen Studienleiter ein gut funktionierendes Studentenwohnheim mit einem nicht alltäglichen Charakter zur weiteren Gestaltung zu übergeben. Dabei konnte ich an eigene gute Erfahrungen als studentischer Heimbewohner von 1977 bis 1979 sowie an die langjährige Tradition meines Vorgängers Dr. Plathow anknüpfen. Prof. Schnurr als kommissarischer Direktor ließ mir völlig freie Hand, und von vielen Hausbewohnern (v.a. den Tutoren und Kapitelvorsitzenden) wurde ich tatkräftig unterstützt.

Mit der Berufung von Prof. Ritschl begann dann vor nunmehr vier Semestern der neue Abschnitt in der Geschichte des Oecumenicum und damit auch die Möglichkeit, neue Gedanken zu entwickeln bzw. ganz alte neu in Angriff zu nehmen. Eine besondere Rolle spielte in dieser Hinsicht für mich die alte, aber m.E. das Wesen von "Öikumene" betreffende Streitfrage, ob ins Ökumenische Studentenwohnheim auch Frauen aufgenommen werden könnten oder sollten. Für mich persönlich war dies eine Frage gewesen, und es erfüllt mich daher mit nicht geringer Genugtuung, daß ich am Ende des WS 1984/85 noch selbst über die Aufnahme der ersten Frauen ins Wohnheim mitentscheiden konnte. Damit ist ein Ziel erreicht, auf das ich von Anfang an hingearbeitet habe, und seine Verwirklichung rundet in gewisser Weise meine ganze Tätigkeit im Oecumenicum ab.

Am Ende sollen stehen der Dank für das Vertrauen, das mir in den zweieinhalb Jahren von fast allen Seiten entgegengebracht wurde, sowie alle guten Wünsche an meinen Nachfolger, Herrn Dr. Wieczorek, daß er eine gute Hand haben möge in der Leitung des uns allen so ans Herz gewachsenen Ökumenischen Studentenwohnheims!

Das Sommersemester 1985 begann mit einer größeren Veränderung im Ökumenischen Studentenwohnheim. Erstmals seit der Gründung des Studentenwohnheims wurden Frauen als Heimbewohner aufgenommen. Für die ungestörte Benutzung der Bäder, Duschen und Toiletten durch die sechs aufgenommenen Frauen wurde vorgesorgt. Die eingeführten Regelungen haben sich offenbar bewährt, da sie bislang von allen Heimbewohnern akzeptiert und eingehalten werden. Ebenso vorbildlich verlief die Eingliederung der Frauen in die Gemeinschaft der Heimbewohner. Die weiblichen und männlichen Heimbewohner gaben sich dabei gleichermaßen sehr viel Mühe, so daß sich die Integration der Frauen ohne Kontaktängste und ohne unangenehme Zwischenfälle vollzog. Alle weiblichen Heimbewohner sind an der Gestaltung des Gemeinschaftslebens sehr aktiv beteiligt, und sie bereichern mit ihren Vorstellungen von Gemeinschaft das Zusammenleben im Wohnheim. Darüber hinaus hat das Zusammenleben von Frauen und Männern im Ökumenischen Studentenwohnheim die Umgangsformen - wohl durch erhöhte Rücksichtnahme - positiv beeinflusst.

Die Hausabende, während des Semesters an jedem Mittwochabend, wurden jeweils mit einer Andacht eingeleitet. Es folgte das gemeinsame, von den Heimbewohnern selbst zubereitete Abendessen, an das ab 21,00 Uhr der Vortrag eines Referenten anschloß. Folgende Hausabende fanden statt:

- 17.4. Eröffnungskonvent;
- 24.4. Dr. Fritz Heuer, Deutsches Literatur-Studium für Nichteuropäer;
- 8.5. Pfarrer Alpermann (Heiliggeist-Gemeinde), Nichtseßhaftenarbeit in der Heidelberger Altstadt;
- 15.5. Interner Heimabend im Garten zum Kennenlernen;
- 22.5. Prof. Hartwig Thyen, Rudolf Bultmann. Sein Werk und seine Bedeutung für die heutige Theologie;
- 29.5. Dr. Wolfgang-Peter Zingel und Serge Klümper, Möglichkeiten und Grenzen der Entwicklungshilfe im Agrarbereich;
- 5.6. Kirchentag, kein Hausabend;
- 12.6. Prof. Traute M. Schroeder-Kurth, Probleme der humangenetischen Beratung bei der Frage des Schwangerschaftsabbruches;
- 19.6. Dr. Dagmar Gräfin von Bernstorff, Demokratie in Indien, Geschichte und Gegenwart;
- 26.6. Dr. Wolfgang Gern, Anmerkungen zur Theologie der Befreiung im Kontext Lateinamerikas;

3.7. Prof. Eberhard Schmidt-Aßmann, Kann das Recht die Umwelt schützen?;
10.7. Abschlußkonvent.

Die Teilnahme an den Hausabenden war zu Beginn des Semesters sehr gut. Sie nahm aber gegen Semestermitte sehr stark ab, so daß eine Diskussion über die Hausabendteilnahme nötig wurde. Ich denke, für den größten Teil der Abwesenden waren (sind) der späte Zeitpunkt des Vortragsbeginns (21,00 Uhr!) und das späte Ende (meistens nach 24,00 Uhr) die Ursache ihres Fernbleibens. Eine (zu Beginn des Sommersemesters von den Heimbewohnern abgelehnte) Zeitbegrenzung scheint mir nun doch erstrebenswert. Außerdem sollte über eine Vorverlegung der Vorträge nachgedacht werden.

Die Studienfahrt am 15. und 16.6.1985 nach Freiburg und in das Elsaß litt unter einer ähnlichen Auszehrung. Von den zunächst gemeldeten 20 Teilnehmern - wegen Prüfungen und anderer Verpflichtungen war es den übrigen verständlicherweise nicht möglich mitzufahren - blieben nur noch 8 Teilnehmer letztendlich übrig. Nach übereinstimmender Meinung dieser Teilnehmer war die Studienfahrt durch ihren gemeinschaftsbildenden Charakter doch noch ein Erfolg. Es entspann sich unter dem Eindruck der geringen Teilnahme im Wohnheim eine rege Diskussion über die Frage, wie man die Gemeinschaft der Heimbewohner beleben könne und welches ~~die~~ Ziele gemeinschaftlichen Lebens im Ökumenischen Studentenwohnheim seien. Diese Diskussionen haben meines Erachtens das Gemeinschaftsleben im Wohnheim spürbar gesteigert.

An dieser Stelle ist auch die sehr problembewußte und mir sehr hilfreiche Zusammenarbeit mit dem Kapitel (Steve Buckwalter, Jokl Grössing, Wilhelm Hammann, Martin Pühn, Wilfried Schmidt) hervorzuheben. Die stets sachlich und freundschaftlich geführten Diskussionen führten immer zu einem gemeinsam getragenen Beschluß.

Die Morgenandachten (Montag - Dienstag, Donnerstag - Freitag) und die Abendandachten (Mittwoch) wurden abwechselnd vom Ephorus, vom Studienleiter, von der Wiss.Angestellten U.Link-Wieczorek und vor allem von den Heimbewohnern selbst gestaltet. Ein großer Formenreichtum kennzeichnet die Andachten, da den Gestaltern der Andachten weitgehende Freiheit gegeben ist. Die Teilnehmerzahl an den Andachten schwankt zwischen 8 und 12 Personen. Teilweise liegt sie sogar darüber.

Von den Heimbewohnern sind derzeit nur 11 aus dem Ausland. Der Ausländeranteil muß also unbedingt gesteigert werden; dagegen sollte der Theologenanteil (derzeit 14 Bewohner) keinesfalls mehr erhöht werden.

Zahlreiche Arbeitsgruppen der Heimbewohner und ihrer Freunde fanden in den Räumen des Wohnheimes statt. Eine Arbeitsgruppe befaßte sich auch mit den Fragen der Konzeption des Heimes (gemeinsam mit Studienleiter).

An Renovierungen und Anschaffungen sind zu nennen:

- Renovierung der sanitären Einrichtungen im 1. Stock (Juli - August);
- Installation eines gesonderten Telefons im 2. Stock;
- Bewilligung einer Gegensprechanlage für die Haustür;
- Anschaffung von 3 Stahlschränken zur Lagerung der Akten von Prof. Schlink (von der Beschaffungsabt. kostenlos erhalten);
- Brotmaschine, Pfanne, Töpfe, Besteck und Geschirr für die Küche der Heimbewohner;
- Der Freundeskreis des Ökumenischen Studentenwohnheimes konnte für die Idee gewonnen werden, für ein in einem Abstellraum noch einzurichtendes Gästezimmer die Kosten für die Möblierung zu übernehmen.

Das Sommerfest 1985 wurde mit einer Andacht begonnen (Studienleiter), an der Gäste, der Freundeskreis, die Mitarbeiter des gesamten Ökumenikums und die Heimbewohner teilnahmen. Für die musikalische Begleitung der Andacht sorgten Robert Schnepf, Erika Füchtbauer, Stephanie Kopsch und Uwe Herter. Das Sommerfest wurde von den Heimbewohnern mit sehr viel Musik, vielen Sketchen und mit Tanz gestaltet. Zum guten Gelingen des Sommerfestes trug aber auch der beiderseits gesuchte Kontakt zwischen den Mitgliedern des Freundeskreises und den derzeitigen Heimbewohnern bei.

Alfried Wieczorek

Der Deutsche Ärztetag 1985
zum Problem
der extrakorporalen Befruchtung

Eberhard Schlicker

Vor einigen Jahren gingen Meldungen über "Retortenbabys" und "Leihmütter" durch die Presse. In der Zwischenzeit (bis März 1985) sind allein in der Bundesrepublik Deutschland 131 Kinder zur Welt gekommen, die ihr Leben einer Befruchtung außerhalb des mütterlichen Körpers verdanken¹. Die in Ärztekreisen gehegte Befürchtung, das neue Verfahren könnte (insbesondere kommerziell) mißbraucht werden, führte schließlich zur Bildung einer interdisziplinären Kommission². Dieses 25-köpfige Gremium, dem u.a. Juristen (z.B. Eser, Freiburg) und Moraltheologen (z.B. Böckle, Bonn) angehörten, hat "Richtlinien zur Durchführung von In-vitro-Fertilisation (IVF) und Embryotransfer (ET) als Behandlungsmethode der menschlichen Sterilität" (im weiteren Text als "Richtlinien" bezeichnet) erarbeitet, die auf dem 88. Deutschen Ärztetag in Lübeck-Travemünde (14.-18.5.1985) vorgelegt wurden. Diese Richtlinien wurden vom Plenum des Deutschen Ärztetags begrüßt und ihre Umsetzung in eine berufsrechtliche Regelung empfohlen. Im folgenden möchte ich zunächst die Begriffe "In-vitro-Fertilisation" und "Embryotransfer" definieren und näher erläutern (I). Anschließend werden die Richtlinien dargestellt (II) und begründet (III). Einige kritische Anfragen (IV) beschließen meine Ausführungen. Aus Platz- und Kompetenzgründen konnten die ethischen Aspekte dieses Problems nur angerissen werden, und der Leser sei diesbezüglich an die weiterführende Literatur verwiesen (ärztliche Sicht^{4,5}; theologische Sicht^{6,7}).

I Definition und nähere Erläuterung der Begriffe "In-vitro-Fertilisation" und "Embryotransfer"

Unter "In-vitro-Fertilisation" (Synonym: "extrakorporale Befruchtung") versteht man die Vereinigung einer Eizelle mit einer Spermazelle außerhalb des Körpers³. Die Einführung des Embryos in die Gebärmutterhöhle wird als "Embryotransfer" bezeichnet³. Man spricht von "homologem System", wenn beide Keimzellen von dem Ehepaar mit Kinderwunsch kommen, und von "heterologem System", wenn mindestens eine Keimzelle von einem Spender/einer Spenderin stammt. Was macht nun der Gynäkologe im einzelnen^{1,8,9}? Nach hormoneller Vorbehandlung werden aus dem Eierstock mittels Pelviskopie (Spiegelung des kleinen Beckens) oder Ultraschallpunktion mehrere Eizellen gewonnen. Diese werden in einer Nährlösung mit Spermazellen zur Befruchtung gebracht und dann bei 37°C 4-6 Stunden lang inkubiert. Die Embryonen werden im Vier- bis Achtzellenstadium mit dem Transferkatheter in die Gebärmutterhöhle übertragen. Wenn günstige Bedingungen für die Einnistung abgewartet werden müssen, werden die Embryonen vor dem Transfer tiefgefroren (Kryokonservierung). Die Erfolgsrate beträgt nur etwa 10%³ (Gründe: Befruchtung kommt nicht zustande; befruchtetes Ei teilt sich nicht; übertragener Embryo nistet sich nicht ein). Das Risiko einer Mehrlingsschwangerschaft beträgt bis zu 30%³ (bei einer gewöhnlichen Schwangerschaft 1-2%).

II Inhalt der Richtlinien

Die Richtlinien sind im folgenden weitgehend im Wortlaut bzw. unter Verwendung deutscher Termini wiedergegeben; aus Platzgründen wurden einige Punkte, insbesondere solche, die speziell den Arzt betreffen, weggelassen.

1. In-vitro-Fertilisation und Embryotransfer (im weiteren Text mit IVF und ET abgekürzt) sind als Maßnahmen zur Behandlung der Sterilität eine ärztliche Tätigkeit, und nur im Rahmen der von der Ärztekammer als Bestandteil der Berufsordnung beschlossenen Richtlinien zulässig.
2. Jeder Arzt hat dieses Vorhaben der Ärztekammer anzuzeigen. Diese muß prüfen, ob die berufsrechtlichen Anforderungen erfüllt sind.
3. Kein Arzt kann gegen sein Gewissen verpflichtet werden, an einer IVF oder einem ET mitzuwirken.
4. Uneingeschränkte Indikationen: nicht therapierbarer Verschuß bzw. Funktionsstörungen des Eileiters.
Eingeschränkte Indikationen: einige Formen männlicher Fruchtbarkeitsstörungen sowie einige Formen immunologisch bedingter Sterilität, unklare Sterilität (nach Ausschöpfung aller sonstigen Möglichkeiten).
5. Vor der Sterilitätsbehandlung soll der Arzt sorgfältig darauf achten, ob zwischen den Partnern eine für das Kindeswohl ausreichend stabile Bindung besteht.
6. Grundsätzlich ist IVF/ET nur bei Ehepartnern anzuwenden. Dabei dürfen grundsätzlich nur Samen und Eizellen der Ehepartner Verwendung finden (homologes System).
7. Ausnahmen sind nur zulässig nach vorheriger Anrufung der bei der Ärztekammer eingerichteten Kommission.
8. Leihmutterschaft, nämlich das Austragen des Kindes einer anderen genetischen Mutter, mit dem Ziel, es dieser, oder einer anderen Frau zu überlassen, ist abzulehnen.
9. Für die Sterilitätsbehandlung mit IVF und ET dürfen grundsätzlich nur so viele Embryonen erzeugt werden, wie für die Behandlung sinnvoll und ausreichend sind und auf die Eispenderin einzeln übertragen werden.
10. Der Embryo ist im Sinne der Deklaration des Weltärztebundes von Helsinki und Tokyo vor ethisch nicht vertretbaren Experimenten zu schützen. Verantwortbare wissenschaftliche Untersuchungen an nicht transferierten Embryonen sind daher nur nach Prüfung durch eine Ethikkommission unter strengen, in gesonderten Richtlinien festzulegenden Voraussetzungen und Bedingungen zuzulassen.

III Begründung der Richtlinien^{1,3}

Eine nähere Erläuterung und Begründung der Richtlinien wurde im Kommentar und Anhang zu den Richtlinien³ und in den Reden einiger Kommissionsmitglieder vor dem Deutschen Ärztetag¹ gegeben. ad 1: Die Sterilität gilt seit 1962 als Krankheit (Einfügung eines entsprechenden Passus in die Reichsversicherungsordnung); deshalb ist die ärztliche Hilfsverpflichtung auch hier gegeben. Wenn andere Methoden keinen Erfolg versprechen, ist auch die Anwendung neuer, revolutionärer Forschungsergebnisse zum Wohl des Patienten verantwortlich. - Es ist das erste Mal, daß eine medizinische Behandlungsmethode näher in der Berufsordnung geregelt wird.

ad 2: An den Arzt werden bestimmte fachliche, personelle und technische Mindestanforderungen gestellt, die im Anhang zu den Richtlinien³ ausgeführt sind.

ad 3: Die Gewissensklausel (parallele zum Schwangerschaftsabbruch) ermöglicht es dem Arzt, diese Behandlungsmethode nicht anzuwenden, wenn er z.B. grundsätzliche Bedenken dagegen hat, oder wenn er sich hinsichtlich Punkt 5 überfordert sieht.

ad 4: Operationen am Eileiter haben eine Erfolgsquote von nur 15-20%. - Bei männlichen Fruchtbarkeitsstörungen sollte die Insemination (künstliches Einbringen von Samen in die Geschlechtswege der Frau) in der Regel als weniger eingreifendes Verfahren vor IVF/ET angewandt werden. Bei der Indikationsstellung wegen ungeklärter weiblicher Sterilität muß ein psychischer Grund derselben ausgeschlossen sein.

ad 5: Nicht nur der Kinderwunsch, sondern auch - mit zumindest ebenso starker Gewichtung - das künftige Wohlergehen des erhofften Kindes muß vom Arzt berücksichtigt werden. Der Arzt soll z.B. hellhörig werden, wenn ein Kinderwunsch nur geäußert wird, um bestehende Probleme in einer Partnerschaft zu überwinden.

ad 6: Die Methode soll grundsätzlich nur bei Ehepartnern angewandt werden, da Ehe und Familie verfassungsrechtlich besonders geschützt sind und da nicht eheliche Kinder trotz rechtlicher Gleichstellung nach wie vor sozialen Nachteilen ausgesetzt sein können. Aus der letztgenannten Überlegung heraus ist die Durchführung der IVF/ET bei alleinstehenden Frauen grundsätzlich nicht vertretbar.

ad 7: Den von den Ärztekammern zu bildenden Kommissionen sollen Ärzte und Juristen mit Sachkompetenz in medizinischen und rechtlichen Fragen der IVF/ET, evtl. ergänzt um Vertreter anderer Gebiete, angehören. Unter die Ausnahmeregelung fällt insbesondere die IVF/ET mit Spendersamen. Hierbei hat das Kind Anspruch auf Bekanntgabe des biologischen Vaters durch den Arzt (der sich insoweit nicht auf die ärztliche Schweigepflicht berufen darf). Gegenüber seinem biologischen Vater stehen dem Kind Unterhalts- und erbrechtliche Ansprüche zu. - Zwei weitere Konstellationen der IVF/ET, nämlich a) die Verwendung von fremden Eizellen und b) die Verwendung von fremden Samen und fremden Eizellen, werden für nicht vertretbar gehalten. Zum einen ist die juristische Situation bei Verwendung von fremden Eizellen delikat, zum anderen erfordert die Entnahme von Eizellen bei der Spenderin eine hormonelle Vorbehandlung und einen Eingriff.

ad 8: Hierbei besteht die Gefahr der Kommerzialisierung (Honorar für die Leihmutter: 25.000-30.000 DM?). Außerdem kann der Fall eintreten, daß die Leihmutter das Kind nach der Geburt nicht herausgibt (so geschehen 1981 in Kalifornien?) oder daß die genetische Mutter das Kind wegen einer Mißbildung nicht übernehmen will (so geschehen 1982 in Michigan?).

ad 9: Da nicht in jedem Fall die Einnistung gelingt, werden in der Regel mehrere Embryonen transferiert, um die Chancen für den Eintritt einer Schwangerschaft zu verbessern.

ad 10: Forschungen an Embryonen sind erforderlich wegen der geringen Erfolgsrate einerseits, und dem hohen Risiko einer Mehrlingsschwangerschaft andererseits.

IV Kritische Anfragen

Vier Punkte dieser Richtlinien halte ich für problematisch. Einmal Punkt 5: Ich glaube, daß der Arzt, selbst bei Einschaltung besonders kompetenter Kollegen, überfordert ist, zwischen Kinderwunsch der Ehepartner, und Wohl des erhofften Kindes abzuwägen. Dazu kommt, daß die Ehepartner nach Ablehnung zu einem anderen Arzt gehen können. Zweitens, Punkt 7: Die Zulassung von Ausnahmen mag ein probates Mittel sein, um eine optimale Einzelfallgerechtigkeit zu gewährleisten. Andererseits fürchte ich, daß diese Ausnahmeregelung trotz Einschaltung einer Kommission ähnlich mißbraucht werden könnte, wie dies für die Nottagenindikation des § 218 zutrifft. Ferner Punkt 9: Was geschieht mit den überzähligen Embryonen? Und schließlich Punkt 10: Wäre es nicht die einfachste und beste Lösung, Experimente an Embryonen ausnahmslos zu verbieten?

Literaturzusammenstellung:

1. Ärztliche, ethische, rechtliche Probleme der extrakorporalen Befruchtung. Deutsches Ärzteblatt 82 (22), 1681-1690 (1985)
2. Ärzte betreten Neuland: Medizinische Behandlungsmethode in der Berufsordnung. Rheinisches Ärzteblatt 39, 615-616 (1985)
3. Wissenschaftlicher Beirat der Bundesärztekammer: Richtlinien zur Durchführung von In-vitro-Fertilisation (IVF) und Embryotransfer (ET) als Behandlungsmethode der menschlichen Sterilität. Deutsches Ärzteblatt 82 (22), 1691-1698 (1985)
4. Krebs, D.: Ethische Aspekte der In vitro Befruchtung. In: Praktikum der extrakorporalen Befruchtung (Hrsg. Krebs, D.). München, Wien, Baltimore (1984)
5. Wood, C., Kerin, J.: Ethics. In: Clinical in vitro fertilization (Hrsg. Wood, C.; Trounson, A.). Berlin, Heidelberg, New York, Tokyo (1984)
6. Böckle, F.: Gentechnologie und Fortpflanzungstechnik. Grundlagen und Anwendungen aus ethischer Sicht. Lebendiges Zeugnis 40 (1), 35-48 (1985)
7. Reiter, J.: Ethische Überlegungen zu "Leihmüttern". Lebendiges Zeugnis 40 (1), 49-50 (1985)
8. Krebs, D. (Hrsg.): Praktikum der extrakorporalen Befruchtung. München, Wien, Baltimore (1984)
9. Wood, C.; Trounson, A. (Hrsg.): Clinical in vitro fertilization. Berlin, Heidelberg, New York, Tokyo (1984)

DIE ZERSTÖRUNG DER ARBEITSLUST

Gespräch mit Professor Marie Jahoda (London)

von Wolf-Rüdiger Schmidt

Der Name Marie Jahoda war bis vor einiger Zeit nur unter Sozialwissenschaftlern bekannt. Erst seitdem die Arbeitslosigkeit mit dem Ende der 70er Jahre erneut massenhafte Züge annahm, erinnerte man sich über den Kreis von Wissenschaftlern hinaus an jene Frau, die bereits 1930 eine für die ganze Sozialforschung wegweisende Studie unter dem Titel 'Die Arbeitslosen von Marienthal' erarbeitet hatte.

Marie Jahoda untersuchte damals die Auswirkungen von Massenarbeitslosigkeit in einer überschaubaren österreichischen Industriegemeinde, die seit 1860 ausschließlich von einem Industriekomplex aus Spinnerei, Textildruckerei und Textilbleiche lebte. Alle Betriebe mußten im Gefolge struktureller Veränderungen und neuer Technologien 1929 schließen. Die 1500 Einwohner Marienthals waren damit arbeitslos. Das Dorf als Gesamtheit wurde zum Gegenstand wissenschaftlicher Beobachtung. In einer bis dahin einmaligen Weise wurde die lähmende Wirkung der Arbeitslosigkeit eindrücklich herausgearbeitet. Die Untersuchung gilt als Klassiker der Soziographie und ist - wie jeder Leser leider feststellen muß - auch in der heutigen Lage so aktuell wie damals.

Neben zahlreichen methodischen und inhaltlichen Einsichten scheinen u.a. folgende Ergebnisse der über 50 Jahre alten Untersuchung auch für die heutige Bewertung von Arbeitslosigkeit wichtig zu sein:

1. In einer Umgebung massenhafter Arbeitslosigkeit reagiert der Lohnabhängige auf den Entzug von Arbeit nicht mit Widerstand oder gar revolutionären Ideen, sondern mit lähmender Resignation. Zwar wird dabei die Ordnung der Gegenwart aufrechterhalten, aber die Beziehung zur Zukunft geht verloren.

2. Das Interesse an politischen Diskussionen - auch am sozialen Leben - sinkt. Politische Auseinandersetzungen in der Gemeinde fallen auf die Ebene individueller gegenseitiger Gehässigkeit zurück.

3. Das gleichgültig erwartungslose Dahinleben wird begleitet von "immer wieder auftauchender heiterer Augenblicksfreude, verbunden mit dem Verzicht auf eine Zukunft, die nicht einmal mehr

in der Phantasie als Plan eine Rolle spielt."

4. Die unbegrenzte freie Zeit wird als Leere erfahren. "Losgelöst von ihrer Arbeit und ohne Kontakt mit der Außenwelt hatten die Arbeiter materielle und moralische Möglichkeiten eingebüßt, die Zeit zu verwenden."

5. Es findet mithin in allen Lebensbereichen ein rapider Zerfall des Zeitbewußtseins statt.

6. Von hundert Familien sind mehr als achtzig als "resigniert", "verzweifelt" oder "apathisch" zu beschreiben. Nur der Rest von zehn bis zwanzig bleibt ungebrochen.

7. Die arbeitslosen Frauen leiden an "Zeitzerfall" nicht so wie die Männer. Trotz der erfahrenen Mehrbelastung als Hausfrau und Arbeiterin wollen sie nicht nur unter materiellem Druck in die Fabrik zurück, sondern noch mehr wegen der sozialen Kontaktmöglichkeiten, die sie als Arbeitslose elementar entbehren.

Marie Jahodas Studie wurde bereits 1933 Opfer der ersten NS-Bücherverbrennungen. Sie selbst emigrierte und legte später zahlreiche weitere Untersuchungen zu den Themen Rassismus, Vorurteile, Frauen am Arbeitsplatz, Arbeitszufriedenheit und Anti-Semitismus vor. Sie lebt heute als 75jährige südlich von London und lehrt noch immer an der University of Sussex.

IM FOLGENDEN EIN GESPRÄCH MIT MARIE JAHODA:

FRAGE: Frau Jahoda, vor fünfzig Jahren haben Sie die mittlerweile weltbekannte Studie "Die Arbeitslosen von Marienthal" vorgelegt, die in der Forschung als soziographische Ausgangsschrift gilt. Sie haben in diesem Jahr ein neues Buch zur Arbeitslosigkeit veröffentlicht. Ein halbes Jahrhundert Arbeitslosigkeit - hat sich zwischen der damaligen und der heutigen Erfahrung von Arbeitslosigkeit Wesentliches verändert?

JAHODA: Die Arbeitslosen von heute leiden nicht mehr ganz so unter der schrecklichen materiellen Armut; sie sind auch gesünder. Sie

haben in der Regel eine bessere Ausbildung, und sie haben natürlich in der dazwischenliegenden europäischen Katastrophe bestimmte Erfahrungen gemacht, wodurch auch persönlich vieles anders eingeordnet wird. Nichtverändert hat sich die psychologische und die menschliche Belastung, wobei wir eigentlich darüber noch nicht sehr viel mehr wissen als damals.

FRAGE: Wie haben Sie die menschliche, die innere Belastung der Arbeitslosigkeit damals beschrieben?

JAHODA: Es war die allgemeine Resignation, ein Aufgeben, ein Verlust der Lust am Leben. Das war das Hauptresultat der meisten Menschen und für die ganze Gemeinschaft. Die Leute haben aufgehört zu lesen, obwohl sie in der Bibliothek nicht haben zahlen müssen, sie haben aufgehört, sich in ihrem Verein, in Vereinigungen zu betätigen.

FRAGE: Wer heutige Protokolle von Arbeitslosen liest, erfährt Ähnliches. Hat sich in der Bewertung der Arbeit für den Menschen in einem halben Jahrhundert so wenig verändert, daß die Erfahrung des Entzugs von Arbeit psychologisch immer noch auf diese Weise erlebt werden muß?

JAHODA: Die Struktur und Organisation der Arbeit hat sich in der Tat nicht verändert. Arbeit vermittelt den Menschen, ob sie diese lieben oder hassen, bestimmte Erlebnisse, die für den modernen Menschen wichtig sind. Diese Erlebniskategorien erfüllen bei der Organisation der neuzeitlichen Arbeit nicht nur direkt beabsichtigte Aufgaben. Sie sind eher unbeabsichtigt, deshalb aber um so bedeutender.

FRAGE: Woran denken Sie?

JAHODA: Für mich sind die fünf wichtigsten Erlebniskategorien, welche die organisierte Arbeit vermittelt:

Erstens eine engere Bindung an eine objektive Zeit, d.h. der Arbeitnehmer hat eine Zeiteinteilung, an die er sich halten kann und muß.

Dann: die Arbeit ist so organisiert, daß sie dem Menschen soziale

Kontakte vermittelt, die über die Familie und die Nachbarn hinausgehen. Es findet hier eine wirkliche Bereicherung des sozialen Wissens statt. Dem Arbeitslosen fehlen selbst die Kollegen, die er nicht leiden konnte.

Das dritte Element: in der Arbeit liegt die tägliche Demonstration, daß eine moderne Gesellschaft auf kollektiven Anstrengungen beruht. Die tägliche Erfahrung, daß die Gebrauchsgüter des modernen Lebens in Arbeitsteilung entstehen, daß selbst der geschickteste Bastler einen Fernseher oder Kühlschrank nicht allein herstellen kann, also die Notwendigkeit von Kooperation, wird in der Organisation von Arbeit dem Menschen immer wieder demonstriert. Er erfährt auf diese Weise unter neuzeitlichen Bedingungen täglich, daß er eine soziale Kreatur ist.

Die vierte Erlebniskategorie zeigt dem Menschen durch die Arbeit, wo er steht und wer er ist. Identität wird über die Arbeit definiert.

Das fünfte schließlich: die Arbeit erfordert regelmäßige Tätigkeit.

Insgesamt also: ob nun die Arbeit positiv oder negativ erlebt wird, sie bringt zwangsweise Erlebnisse mit sich. In der Arbeitslosigkeit fällt dies alles, was von außen her geboten wird, weg.

FRAGE: Aber kann nicht der Mensch seine Arbeit selbst so organisieren, daß diese oder auch andere, ihn befriedigende Erlebniskategorien erfüllt werden?

JAHODA: Natürlich, der einzelne kann sich mit großer Initiative vieles selbst organisieren, sich eine Zeiteinteilung machen. Wir beobachten, daß es der großen Mehrheit, nicht zuletzt den Arbeitslosen, freilich nicht gelingt, besonders nicht den Ungelernten und den Jugendlichen. Dies läuft zu stark gegen die Normen der modernen Gesellschaft. Man mag diesen Zwang von außen, der zur Arbeit führt, intellektuell verachten, aber jeder braucht ihn. Selbst das kommunistische Manifest wäre beinahe nicht geschrieben und veröffentlicht worden, wenn Marx und Engels sich nicht unter dem Druck des Zeittermins durch den Verleger gewußt hätten.

FRAGE: Aber könnten nicht doch einige dieser Erlebniskategorien so verwandelt werden, daß der moderne Mensch zur Gewinnung von Ich-Stabilität und Identität über eine geänderte, andere Einstellung zur Arbeit gelangt? Oder wo sehen Sie Auswege in einer Zeit, in der Arbeit knapp wird und damit auch als Zugang zur Wirklichkeit nicht mehr ausreichend zur Verfügung zu stehen scheint?

JAHODA: Ich kann derzeit keine andere Institution in der modernen Gesellschaft sehen, als dieses Erlebnis von Arbeit und dem gleichzeitigen, wunderbar rationalen Zweck, daß man arbeitet, um sein Leben zu verdienen, so gut verbindet. Man arbeitet, um Geld zu bekommen. Mein Trost in der ganzen Trostlosigkeit der heutigen Arbeitslosensituation ist allerdings meine Überzeugung, daß das Erlebnis von Arbeit nicht an eine 40-Stunden-Woche gebunden sein muß. Auch mit 20 oder - um realistisch zu sein - mit 30 Stunden Arbeit würden die fünf Erlebniskategorien ebenso bestehen wie bei 40 Stunden oder mehr.

FRAGE: Ich entnehme daraus, daß Sie von den utopischen Träumen einer von Arbeit befreiten Welt wenig halten. Um so wichtiger wird natürlich eine humanisierte Arbeitswelt. Steigende Arbeitslosigkeit führt jetzt allerdings dazu, daß die Programme zur Humanisierung der Arbeitswelt nicht mehr so überzeugt vorangetrieben werden wie in den früheren Jahren.

JAHODA: Das ist eine der tragischsten und verhängnisvollsten Konsequenzen der Massenarbeitslosigkeit. Tatsächlich müssen noch immer ungezählte Menschen an seelenzerstörenden Arbeitsplätzen leben, ohne Mitbestimmung, ohne persönliche Beteiligung, in rein mechanischer Anwesenheit. Gerade in der Arbeitslosigkeit könnte der Verzicht auf weitere Humanisierung etwa junge arbeitslose Menschen zu schwerwiegenden Fehlbeurteilungen führen. Wenn diese jungen Menschen durch ihre arbeitenden Kollegen von der Langeweile und Zermürbung der Arbeit hören, wird deren Motivation zur Arbeit noch weiter unterdrückt. So entsteht eine neue Unterklasse, deren gefährliche Auswirkungen wir in unseren Städten - ich denke besonders an englische Industriestädte - deutlich zu spüren bekommen, die sich nicht zur Gesellschaft gehörig betrachten, mit allen bekannten Folgen der Kriminalität, des Aufstandes oder auch des Isolierenden

Ausstiegs. Die heute auf breiter Front zu beobachtende Zerstörung der Arbeitslust hängt eben eng damit zusammen, daß die Humanisierung der Arbeitswelt nicht kräftig genug vorangetrieben wird.

FRAGE: Dennoch zeigen zahlreiche arbeitswissenschaftliche, betriebspsychologische Studien, daß die Arbeitszufriedenheit unter den Arbeitenden zumindest in deren Oberflächenaussagen relativ hoch anzusetzen ist.

JAHODA: Ja, das stimmt. Es gibt interessierte Kreise, die behaupten, die Entfremdung von der Arbeit sei bereits soweit fortgeschritten, daß die Menschen nicht mehr arbeiten wollen, daß die Arbeitslosen ein gutes Leben hätten und sich am Nichtstun freuen. Das ist Unsinn. Wir wissen aus Untersuchungen ganz genau, daß zumindest drei Viertel der Arbeitnehmer sagen, sie seien mit ihrer Arbeit zufrieden. Sie fürchten die Arbeitslosigkeit so sehr, daß sie auch mit schlechtesten Bedingungen am Arbeitsplatz zufrieden sind.

Ich denke, wenn man durch Mitbestimmung und Humanisierung die Arbeit interessant und befriedigend macht, geschieht dadurch eine Erziehung der arbeitenden Menschen, die sich schließlich in radikalen sozialen Veränderungen auswirken wird. Wenn sich der Arbeiter nicht mehr mit allem zufriedengibt, wenn er merkt, daß seine Meinung über Veränderungen und Verbesserungen ernsthaft gehört wird, kann sich seine Persönlichkeit entwickeln. Dazu braucht es aber eine immer größer werdende Gruppe von Menschen, die erlebt haben, daß Arbeit nicht deshumanisierend sein muß. Auch wenn viele Studien zeigen, daß im Augenblick besonders die Ungelernten gar keine Veränderung wollen, noch nicht einmal Chancen der Mitbeteiligung -leider -, auch dann muß die Humanisierung durchgesetzt werden als ein Prozeß, in dem Menschen durch ein neues Erlebnis von Arbeit in sich selbst verändert werden. Humanisierung der Arbeitswelt ist eine elementare Forderung zum individuellen und kollektiven Überleben in der Industriegesellschaft.

FRAGE: Bei uns sind immer noch mehr Frauen ungelernt als Männer. Sie sind eher bereit, ohne Erwartung an die Arbeitszufriedenheit Tätigkeiten jeglicher Art zu übernehmen. Was erfahren heute jene Frauen

die nach einiger Zeit in der Familie zunächst in den Arbeitsprozeß zurückgekehrt waren, jetzt aber wieder als disponible Masse zuerst arbeitslos werden?

JAHODA: Die meisten Frauen erleben im eigenen Zuhause nach der Erfahrung der Arbeit einen schrecklichen Mangel an menschlicher Befriedigung. Sie leiden an dem Gefühl der Ausgeschlossenheit. In England sind die Frauen, die aus der außerhäuslichen Arbeit in die Hausfrauenrolle zurückkehren mußten, diejenigen, die sich am einsamsten fühlen, die trinken und Beruhigungsmittel brauchen. Dennoch bewältigt die Frau die Arbeitslosigkeit insgesamt leichter als der Mann. Sie kann eine zweite sinnvolle Rolle im Leben spielen, auch wenn Leben und Arbeit im Haus den Kontakt zur sozialen Realität mit anderen Menschen vermissen lassen. Schwieriger wird die Belastung, wenn auch der Mann zu Hause ist. Zwar kann die Familie, sofern die Beziehungen vorher schon gut waren, eine gewisse Hilfe gegen psychologische Belastungen durch Arbeitslosigkeit sein. Aber dies reicht natürlich nicht zur Bewältigung dieser Lage. Das war damals in unserer Studie so und gilt noch heute. Ein Mann, der frustriert ist, ist ein schweres psychologisches Problem. Für die meisten Menschen, Männer und Frauen, ist das Zuhause wunderbar, wenn es der Ort ist, zu dem man zurückkehrt. Aber als der dauernde Aufenthalt, besonders wenn der Mann keine Beschäftigung hat, ist es enervierend für beide Teile. Wie immer deshalb die Verteilung der Arbeit in Zukunft aussehen mag, Mann und Frau werden stets so viel Arbeit außer Haus brauchen, daß der Kontakt zur sozialen Realität aufrechterhalten bleibt.

Eigenständige Theologie in China (Taiwan)
=====

M. Plathow

Eigenständige Theologie, wie sie in verschiedenen Regionen der Welt und in den verschiedenen Kontexten seit einer Reihe von Jahren z.T. gegen einen westlichen Paternalismus, z.T. im Suchen nach eigener Authentizität und Autonomie im Wachsen begriffen ist, kann in verschiedener Weise heimische Akzentuierungen erfahren; zu nennen sind folgende Momente: besondere Denkformen, kennzeichnende Begriffe, politische oder literarische Elemente, bestimmte Frömmigkeitsformen, die Betonung bestimmter biblischer Aussagen gemeindlicher Frömmigkeit, Hervorhebung ausgesuchter theologischer Gedanken und Topoi.

Die Voraussetzungen für diese kontextuellen Akzentsetzungen können u.a. in folgendem liegen:

- in der Psychologie und Mentalität der Bevölkerung,
- in gesellschaftspolitischen Gegebenheiten,
- im kulturellen Hintergrund (Literatur, Theater, Tanz),
- in philosophischen und religionsgeschichtlichen Traditionen,
- in bestimmten biblisch-theologischen Traditionen,
- in der eigenen kirchengeschichtlichen Entwicklung,
- in gewachsenen Formen gottesdienstlichen und gemeindlichen Lebens.

Diese phänomenologische Aufzählung prägender Momente für die Eigenständigkeit kontextueller Theologien muß durch wertende Überlegungen ergänzt werden.

Da sind zunächst die möglichen Verkehungen einheimischer Theologien zu nennen; sie beruhen auf einer Adaption des Evangeliums an die Umwelteinflüsse, so daß mit der Heimischwerdung die Fremdheit der christlichen Botschaft verlorengeht. Ferner ist der Synkretismus zu nennen, der eine spezielle Form der Adaption darstellt.

Schließlich ist auf den Hintergrund der jüngsten deutschen Geschichte und ihre Theologie- und Kirchengeschichte auf die Ge-

fahren einer Ideologisierung indigener Traditionen und geschichtlicher Ereignisse zu verweisen mit ihrer legitimierenden Funktion, wie die Theologie der "Deutschen Christen" sie fälschlich entwickelte.

Weiter ist eine selbständige Theologie in verschiedene Spannungsfelder einbezogen: in die Spannung von Eigenständigkeit und Ökumenizität, von Partikularität und Universalität, von Authentizität und Katholizität, von "Eigenart" und "Einzigartigkeit", so H.-W. Gensichen (1). Wahrheitskriterium ist dabei das lebendige Evangelium von der Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus innerhalb des entsprechenden Kontextes. Das Eingehen des universal geltenden Evangeliums in den je einheimischen Kontext hat seinen theologischen Grund im Historischwerden Jesu Christi, des Gekommenen, Gegenwärtigen und Kommenden, also in dem Menschen Jesus von Nazareth, in der Verhüllung des göttlichen Tat-Wortes in, mit und unter menschlichen Wörtern und Taten. Das Evangelium wirkt somit, Heil und Wohl schaffend, in, mit und durch die regional beeinflussten Wörter, so daß Glaubensantworten in situations- und kulturbedingten Wörtern, Denkformen, Frömmigkeits- und Handlungsweisen, hervorgerufen werden. Eigenständige Theologie wächst nur - wie H.-W. Gensichen in "Einzigartigkeit und Eigenart" schreibt: "Im Verstehen aus Glauben und im Glauben, das alle Theologie erst zu dem macht was sie sein soll. Nur so wird man beiden Seiten gerecht werden können: der Einzigartigkeit der Selbstoffenbarung Gottes in Christus, um deren Verstehen es auch der einheimischen Theologie zu tun sein muß und der aus den sich wandelnden geschichtlichen Bezügen resultierenden Eigenart, die der einheimischen Theologie ihren unabgeschlossenen und pluralen Charakter verleiht (2). Die verschiedenen selbständigen Theologien stehen dabei innerhalb der universalen Kirche Jesu Christi in der "Partnerschaft im Gehorsam" auf die Wahrheit des Wortes Gottes, um einen Ausdruck der Missionskonferenz in Whitby 1947 zu gebrauchen. Diese eine Wahrheit ist in den verschiedenen Schriften des einen biblischen Kanons mannigfach bezeugt. Auch in den Schriften des biblischen Kanons sind die besonderen Akzentsetzungen der verschiedenen Glaubensäußerungen und Theologien bei ihrer Bindung an die "Mitte der Schrift" als situationsbedingte Divergenzen und sachbegründete Paradoxien zu verstehen; der biblische Kanon ist somit Modell für die verschiedenen eigenständigen Theologien von dem einen universal geltenden Evangelium.

"Partnerschaft im Gehorsam" auf das lebendige Evangelium bedeutet heute neben der gegenseitigen Anerkennung und Akzeptierung den gegenseitig anregenden und kritischen Austausch sowie die befruchtende Wechselseitigkeit der Beziehungen.

Diese vorbemerkenenden Überlegungen sollen nun auf das Thema "Die eigenständige Theologie in China (Taiwan)" bezogen werden. Die beiden Aufsätze einmal des Taiwanesen Choan-Seng Song "Die zeitgenössische chinesische Kultur und ihre Bedeutung für die Aufgabe der Theologie" (3) und zum andern des Koreaners Jung-Young Lee "Das Yin-Yang-Denken" (4) geben die Grundlage. Doch müssen als weiteres Fundament einige Informationen über die Christen in Taiwan gegeben werden. Taiwan ist eine Insel von 36.000 qkm und etwa 15 Mill. Einwohnern, von denen 80% Nachkommen früher chinesischer Einwanderer sind; etwa 2% sind Angehörige von Bergstämmen und gehören der malayischen Rasse an. Die restlichen 18% sind Festlandchinesen, die nach 1945 nach Taiwan gekommen sind und heute die politisch einflußreiche Bevölkerungsgruppe darstellt. Die Mehrheit der Bevölkerung gehört nominell einem mit Taoismus, Konfuzianismus und abergläubischem Animismus vermischten Buddhismus an. "Die Ahnenverehrung mit Opfern an vielen Festen, die heutzutage aber mehr sozialen als religiösen Charakter tragen, ist allgemein verbreitet. Unter der Stadtbevölkerung hat der materialistische Säkularismus eine große Verbreitung erlangt" (5). Taiwan war in seiner Geschichte oft ein besetztes Land: 1624-1661 hatten die Holländer es okkupiert, danach die Portugiesen, 1895-1945 gehörte es zu Japan. Gerade die alteingesessene taiwanische Bevölkerung hatte darunter oft hart zu leiden.

Bereits im 17. Jahrhundert kamen römisch-katholische Missionare nach Taiwan. Nach der chinesischen Machtübernahme wurden sie vertrieben und konnten erst 1859 wieder arbeiten; vor allem nach dem 2. Weltkrieg wurde die Missionstätigkeit intensiviert. Heute gibt es etwa 300.000 römisch-katholische Christen in 362 Gemeinden auf Taiwan. Von den protestantischen Kirchen begann 1865 die presbyterianische Kirche Englands die Missionstätigkeit; sie hat heute 174.955 Mitglieder in 464 Gemeinden. Nach dem Krieg kamen mit dem Menschenstrom vom Festland mehr als 60 Missionsgesellschaften verschiedener Denominationen nach Taiwan. "Unter den neuen Missionen sind die Baptisten, die Lutheraner, die Metho-

disten, die Adventisten und die Heiligungsgruppen die stärksten, aber es gibt auch kleinere Gruppen wie die Gemeinden Gottes, Quäker, Mennoniten, Mormonen u.a. ... Die protestantische Christenheit zählt insgesamt 354.773 Mitglieder (1968), das sind etwa 3% der Gesamtbevölkerung" (6). Seit 1951 gehört die presbyterianische Kirche Taiwans dem Ökumenischen Rat der Kirchen an; die Bildung eines Nationalen Kirchenrats ist inzwischen verwirklicht worden.

I

Choan-Seng Song referiert in seinem Aufsatz "Die zeitgenössische chinesische Kultur und ihre Bedeutung für die Aufgabe der Theologie" zunächst einige Typen der Vertreter zeitgenössischer Kultur in Taiwan: da ist einmal die große Zahl der Intellektuellen, die in der Übernahme westlicher Wissenschaft und Technik das Wohl für ihr Land erkennen. Die heute mehr abgedockt von der übrigen Bevölkerung lebenden chinesischen Christen Taiwans, selbst ahnungslos, sind nicht zuletzt verantwortlich für diesen "Hunger nach Westlichkeit". Daneben gibt es weiter die neoneokonfuzianische Richtung, die die geistige Überlegenheit der Kultur Chinas über die des Westens zu erweisen und zu beweisen sucht. Die Durchschnittsbevölkerung schließlich denkt ganz im Sinne des Popularkonfuzianismus sehr pragmatisch und nimmt allein in jeweiligen materiellen Werten und Wohltaten die Wahrheit von Religion wahr.

Choan-Seng Song stellt nun verschiedene Bedingungen auf für ein neues Erwachen der chinesischen Christen für ein dynamisches Ergreifen der Herausforderungen durch die chinesische Kultur in einer intellektuellen Durchdringung der Glaubensfragen; er sieht sie in der wissenschaftlichen Arbeit biblischer Exegese, in einer angemessenen theologischen Methodologie, in der kritischen Untersuchung sozialer Phänomene und in der Aufnahme überlieferten Brauchtums, vor allem aber in der Verwurzelung des Evangeliums oder - noch besser in der "Inkarnation" des Evangeliums in den chinesischen und taiwanesischen Menschen (7). Er schreibt weiter: "Als letztes Kriterium muß man die Frage stellen, ob damit ein demütiges und gehorsames Instrument entstanden ist, das den Schmerz und die Liebe Gottes aufzeigt, der in unserem Erlöser

Christus Mensch geworden ist. Unsere Augen sollen auf das gerichtet sein, was Christus in seiner Liebe in der Menschwerdung für uns getan hat, und nicht auf das, was wir aus eigener Kraft retten können. Unsere Nachfolge sollte sich darauf richten, herauszufinden, was die fleischgewordene Liebe Gottes in Christus zu dieser oder jener Form von Kultur, Philosophie oder Religion zu sagen hat" (8).

In einem zweiten Aufsatz "Die Bedeutung der Christologie in der christlichen Begegnung mit den östlichen Religionen", in: "Theologische Stimmen aus Asien, Afrika und Lateinamerika, Bd. III, München 1968, 86 ff. stellt Choan-Seng Song fest, daß für die christliche Begegnung mit den Religionen im Osten die Christologie der zentrale Punkt, ja der Brennpunkt ist (9). Aus der Frage Jesu bei Caesarea-Philippi (Mk 8,29): "Ihr aber, wer sagt ihr, daß ich bin?", wie sie von Radhakrishna, von Gandhi und von verschiedenen chinesischen Denkern beantwortet wird in einer Trennung und Unterscheidung des irdischen Jesus vom göttlichen Christus, kommt nun Choan-Seng Song zu einer Betonung der Einheit von Christologie und Soteriologie, von Person und Werk Christi in der dynamischen Kraft der erlösenden Liebe Gottes bei der Menschwerdung Jesu Christi. Der Einfluß K. Barths auf das theologische Denken Choan-Seng Songs ist hier unverkennbar. So meint der taiwanische Theologe eine Denkweise gewonnen zu haben für die "direkte und entscheidende Begegnung Jesu Christi mit den östlichen Religionen" (10).

Er stellt zwei christologische Prinzipien auf:

- a) In der sich in Jesus Christus inkarnierenden Liebe Gottes ist Sein und Tun eins (11),
- b) die sich inkarnierende Liebe Gottes in der Einheit des Seins und Tuns Jesu Christi ist auf die Erlösung und Versöhnung der Menschen und der Welt ausgerichtet und zeigt, wer Gott ist.

Diese Grundgedanken der Christologie sind etwas "völlig Fremdes" für die Religion des Ostens, deren Theologien, Anthropologien und Kosmologien eine erlösende und versöhnende Umwandlung hierdurch erfahren: das indische Nirwana wird durch Jesu Christi Sein in der Tat infrage gestellt; das chinesische Tao wird durch Jesu Christi Sein in der Tat ausgesetzt; der Wiedergeburtenskreislauf

wird zerbrochen, optimistische Selbstgenügsamkeit wird wachgerüttelt. Der Durchbruch erlösender Emanzipation geschieht in Christi Tod und Auferstehung und damit in der Taufe, die von den Bindungen an die Götter, an das eigene Selbst und an die Kräfte der Natur befreit. Eine Umwandlung der östlichen Gesellschaft, ihrer Kultur und Geistigkeit durch die persönliche Beziehung zu dieser sich inkarnierenden Liebe Gottes in Jesus Christus. Diesen christozentrischen Ansatz einer eigenständigen Theologie weniger des Seins als des Daseins und Tuns, und zwar des Tuns Gottes, vertritt Choang-Seng Song auch auf der Konferenz Europäischer Kirchen 1976 in Genf: "Letztlich muß das Wort asiatisches Fleisch annehmen und sich an die Agonie und den Konflikt des Heils begeben" (12).

II

Geht Choang-Seng Song bei seinen Überlegungen zu einer eigenständigen Theologie im chinesischen Kontext von einer Inkarnationschristologie aus, die in ihrer biblisch-theologischen Verankerung das Gemeinsame mit der westlichen Theologiegeschichte deutlich erkennen läßt, so versucht Jung Young Lee in bewußter Überwindung westlicher Denkformen durch eigene Modelle asiatischer Denkart die Voraussetzungen für eine selbständige Theologie in China zu entwickeln.

1. In seinem Aufsatz "Das Yin-Yang-Denken" (13) versucht Jung Young Lee das theologische Denken des Westens auf die Denkweise des "Entweder-Oder" zurückzuführen; der aristotelische Satz des Widerspruchs vom ausgeschlossenen Mittel ist ihm dafür die Gewähr. Folgen des Entweder-Oder-Denkens sind:

- a) Das Dogma vom dreieinigen Gott, wodurch Gott zu einem "Idol intellektueller Entfaltung" gemacht wird;
- b) der Absolutheitsanspruch des Christentums mit der Unfähigkeit zum Dialog und zur Koexistenz in der Folge;
- c) der Verlust des Mystizismus und der emotionalen Aspekte des religiösen Lebens durch das westlich-naturwissenschaftliche

und technische Denken;

- d) die Umweltprobleme durch die Dichotomie von Mensch und Natur.

Nach dieser Analyse der westlichen Kalamität will Jung Young Lee:

- a) eine funktionale Begrenzung des Entweder-Oder-Denkens in der Theologie vornehmen,
- b) durch eine möglichst umfassende, ja, eine umfassendere Denkweise die letztere ergänzen.

Als Begründung nennt er:

- zu a) Nach der Einsteinschen Relativitätstheorie, die das Universum in ständiger Wandlung befindlich weiß, läßt sich die Entweder-Oder-Kategorie nicht mehr auf die letzten Dinge, sondern nur auf die Analyse der vorletzten anwenden.

- Zu b) Die umfassendste Denkkategorie eines relativistischen Weltbildes fußt auf der Ursprungskategorie alles Existierenden von Yin und Yang, wie sie im "Buch der Veränderung", J Ging, beschrieben wird: Es ist das Symbol nicht der Konflikte, sondern der Komplementarität der Gegensätze. "So wird es möglich, das Wesen der Göttlichkeit auszudrücken, das über jede Dichotomie und jeden Konflikt von Gegensätzen hinausgeht. Das Wesen der Transzendenz drückt sich in der Komplementarität von Gegensätzen aus" (14). Diese Denkform prägt das nichtabsolutistische Sowohl-als-auch-Denken, ist dem gegenwärtigen Weltbild angemessen, ermöglicht die göttliche Transzendenz mit der Immanenz zusammenzudenken und die Einheit von Geist und Körper und Mensch und Natur zu erfahren.

2. In dem Aufsatz "Kann Gott Wandlung - Selbst sein?" (15) setzt Jung Young Lee bei der zu überwindenden statischen, unwandelbaren, gefühllosen Gottesvorstellung der griechischen Metaphysik ein. Er hat hier das aristotelische Gottesbild vom "unbewegten Beweger" vor Augen. Für Jung Young Lee ist nun aber das "Sein - Selbst" von der "Wandlung - Selbst" umfassen, wobei der Einfluß Whiteheadscher Prozeßphilosophie unverkennbar ist.

In der Durchführung zeigt Jung Young Lee religionsphänomenologisch die Entsprechung zwischen dem alttestamentlichen Gottesnamen "Ähejä ascher ähejä", "Ich bin der ich bin" und "Ich werde was ich werde"

(Ex^o 3,1-15), dem Brahman der Upanishaden dem Nirwana, Synyata, Tao und "sono-mana" auf, die - im mystischen Sinn - die "Istheit-Selbst" als unaussagbare Letztwirklichkeit sind. Diese "Istheit-Selbst" ist - wie das alttestamentliche "hajah" zeigt - vom dynamischen Seinsaspekt geprägt, als P. Tillichs "Sein - Selbst", das vom strukturellen Seinsaspekt bestimmt ist. Es handelt sich um das "Werden - Selbst". Werden impliziert nun aber kein "Nochnicht", es ist vielmehr der nie endende Prozeß des Werdens selbst. Im "Buch der Wandlungen", im J Ging, findet Jung Young Lee nun die Denkform des Yin-Yang, die diese Möglichkeit des "Werdens - Selbst" ausdrückt: "Jeder Werdensprozeß wird letzten Endes dem Zusammenspiel der Yin- und Yang-Kräfte zugeschrieben. Mit anderen Worten: Yin und Yang sind die Grundbestandteile des Werdens" (16); Gott ist darum der "bewegte Bewegter", der "sich wandelnde Wandler", der "unwandelbar ist, weil er primär die Wandlung selbst ist" (17), das Herz des Wandels und der ewige Wandel im Sinne der pamentheistischen Prozeßtheologie.

III

Es liegen bei Choang-Seng Song und bei Jung Young Lee zwei sehr verschiedene Ansätze vor für die Versuche einer eigenständigen Theologie im chinesischen Raum:

- a) Wirkt die sich in Jesus Christus inkarnierende Liebe Gottes erlösende und versöhnende Umwandlungen in chinesischem Kontext mit seinen Denkweisen und Bräuchen. Zum christozentrischen Ansatz K. Barths und zur Theologie F. Torrance ist im theologischen Denken Choang-Seng Songs eine Affinität unverkennbar.
- b) Gegenüber der Entweder-Oder-Kategorie und dem statischen Seinsverständnis des Westens wird in unserem heutigen relativierenden Weltbild nach Jung Young Lee die "Wandlung - Selbst" und das "Werden - Selbst" als letztes Wirklichkeits- und Denkprinzip gesetzt, wie es im "J Ging" als Zusammenspiel von Yin und Yang-Kräften ausgesagt wird. Für das heutige Gottesbild ist darum die fernöstliche Denkweise entscheidend; die Affinität Jung Young Lees zur amerikanischen Prozeßtheologie ist dabei nicht zu bestreiten.

In der "Partnerschaft im Gehorsam" gegenüber dem Wort Gottes, wie es in den biblischen Schriften als gemeinsame Grundlage bezeugt wird, in der Partnerschaft der eigenständigen Theologien, die sich als gegenseitiges Anerkennen und Akzeptieren als Austausch und befruchtendes Wechselverhältnis erweist, mögen einige Rückfragen, auch kritische Fragen gestellt werden. Dabei steht aufs Ganze gesehen der von biblisch-theologischen Überlegungen geprägte Entwurf Choan-Seng Songs, der sein Zentrum in den christologischen Aussagen hat, der westlichen Theologie näher als die Überlegungen Jung Young Lees.

Nun grenzen sich beide Theologen von den statisch strukturierten Denkformen westlicher Traditionen ab; nicht zu Unrecht tun sie das, wenn man an Aristoteles, Plotin und die mittelalterliche Scholastik denkt; auch van Leuwens (19) und Th. Bomans (20) Strukturanalyse des hebräischen Denkens im Gegenüber zum griechischen stimmen damit überein. Dennoch wird man in größerer Differenzierung zu Jung Young Lees Bemühungen um ein letztes umfassendes Wirklichkeitsprinzip sagen müssen, daß dieses Bestreben ganz dem Bemühen der "Väter" westlicher Philosophie, der Vorsokratiker, entspricht. Wer denkt bei dem Ausspruch des Konfuzius: "Wie dieser Fluß, so fließt alles Tag und Nacht unablässig dahin" (Analekten 9,16) nicht auch an Heraklit? Es sei weiter verwiesen auf das Parmenides-Fragment, etwa Fragment VI, IX 1,47, in dem als letzte Ursprungs- und Wirklichkeitsprinzipien das Sein und das Nichts dialektisch verbunden sind. H.-G. Gadamer kann darum hierzu schreiben: "So bleibt es am Ende wahr, daß die große Intention des Parmenides die ionische Gegensatzlehre in der Richtung weiterführt, daß die Einheit der Gegensätze als ihre Wahrheit erscheint" (21). Diese Denkweise wird - im Gegenüber zu dem anderen Traditionsstrang, der durch den aristotelischen Satz des Widerspruchs bestimmt ist, in der neuplatonischen, gerade mystischen Tradition des Westens weitergeführt. Und so ist der Entdecker der neuzeitlichen Subjektivität, Nikolaus von Kues, völlig von dieser Denkweise bestimmt: die coincidentia oppositorum in der Wahrheit als transzendentalen Grund alles Seienden und als transzendentaler Bedingung alles Erkennens erweist sich in der Bewegung der explicatio und complicatio, wie die docta ignorantia im Nichtwissen weiß und im Erkennen anbetet (22).

Abgesehen von diesen kurzen Bemerkungen zur philosophischen Tradition des Westens sei auch darauf verwiesen, daß in der Theologie die Denkform der Paradoxalität und Komplementarität, also die Durchbrechung des aristotelischen Widerspruchssatzes, gerade bei ihren Kernthemen und an ihren Schanierstellen Denkmittel an die Hand gibt. Die komplementäre Zusammengehörigkeit verschiedener gegensätzlicher Elemente - von Kl.M. Meyer-Abich verstanden als "Anfänge, die und insofern sie von verschiedenen Erkenntniswarten aus erfolgt" (23) - findet sich ja nicht erst in der Lehre von den Eigenschaften Gottes bei K. Barth; man erinnere sich an G. Howes Aufsatz "Parallelen zwischen der Theologie K. Barths und der heutigen Physik" (24). Auch die neutestamentliche Paraklese, etwa in dem klassischen Text Phil 2,12 f, das theologische Verhältnis von Gottes Gnadenwirken und Gericht nach den Werken, die Verbindung von Christi Erniedrigung und Erhöhung, das Problem des concursus divinus und andere Themen des christlichen Glaubens sind hier zu erwähnen; konzentriert sind sie in Augustins Gnadenlehre. Und so hat auch M. Luther bei seiner Ablehnung des Aristotelismus in der theologia crucis - etwa in der Heidelberger Disputation (1519) im Anschluß an 1. Kor 1,17 f; 2,2 ff - die Paradoxalität betont; er sieht diese Gegensatzeinheit konzentriert im Stand des Christen vor Gott als "simul iustus et peccator" (25). Von der Bedeutung des Leidens und Sterbens Jesu Christi am Kreuz her konnte M. Luther im Sinne des Alten und Neuen Testaments auch von Gottes Zorn, Reue und Liebe sprechen, von seinem Leiden und Mitleiden mit dem leidenden Menschen und der leidenden Kreatur. Gerade die Operationes in Psalmos etwa kennen tiefe Aussagen hierzu, so daß nun im Anschluß an M. Luther in der Gegenwart von D. Bonhoeffer (26) und in der je eigenen Weise von E. Jüngel (27) und J. Moltmann (28) der pathetische und sympathetische Aspekt der christlichen Aussagen von Gott, d.h. vom dreieinen Gott, hervorgehoben wird.

Jung Young Lees Kritik scheint mir sehr undifferenziert zu sein etwa in der Einordnung M. Luthers; auch trifft sie nur für einen Traditionsstrang westlicher Theologie zu. Allerdings trat der andere Traditionsstrang, der die Denkform der Paradoxalität ernst nimmt, demgegenüber lange in den Hintergrund. Jung Young Lees Kritik trägt deshalb dazu bei, durch den partnerschaftlichen Austausch und durch die sich gegenseitig befruchtende Wechselbeziehung, die eigene Tradition in ihrer Vielfalt und Breite

tiefer und besser zu verstehen.

An Jung Young Lees eigener Position sind nun aber ebenfalls kritische Anfragen zu stellen. In seinem Bemühen, letzte Wirklichkeitsprinzipien für unser heutiges Weltverständnis zu erkennen und zu finden, geht Jung Young Lee nicht wie Choan-Seng Song von Gottes Offenbarung in Jesus Christus aus, sondern von einem allgemeinen Gottesverständnis, das zum "Gott der Wandlungen" und zum Gott des Prozesses einer Prozeßtheologie gestaltet; mit dem christlichen Glauben an den dreieinen Gott hat dieses Wirklichkeitsprinzip wenig zu tun, und fehlen in Jung Young Lees Ausführungen zu Jesus Christus, zum Glauben, zur Eschatologie usw. Es handelt sich um eine philosophische Theologie in Verknüpfung mit einer Prozeßphilosophie (29). Es sei da erwähnt, daß selbst Nikolaus von Kues bei seiner These von der "una religio in rituum varietate" in "De pace fidei", Kap. I, vom Glauben an den nun sabellianisch verstandenen dreieinen Gott ausging und ihn zur Voraussetzung, zur praesuppositio, nahm.

Jung Young Lee wendet sich dabei sehr Streitbar gegen die Bekenntnisformulierung der 'klassischen' Trinitätslehre: una substantia, tres personae. Von Tertullian her finden wir sie im Athanasianum und dann in Confessio Augustana I, aber auch im Nizaeno-Konstantinopolitanum klingt sie indirekt im Homousios an. Gewiß werden hier Begriffe und Denkweisen der griechischen Metaphysik übernommen; doch bedenkt Jung Young Lee leider gar nicht den "Sitz im Leben" dieser Aussagen im gottesdienstlichen Bekenntnis. Schließlich geht er auch gar nicht auf die Identitätsfrage ein, ob in diesen Bekenntnissen - wohl in einer für uns heute weniger leicht verständlichen Begrifflichkeit und Denkweise - der Gott, der im Alten und Neuen Testament bezeugt wird, von der christlichen Gemeinde gelobt und gepriesen wird. Es geht doch beim Glauben an den dreieinen Gott um Gott den Herrn, der sich in Jesus Christus ein für allemal und - um mit Choan-Seng Song zu sprechen - "maßgeblich" offenbart hat zum Heil der Menschen und der durch den heiligen Geist gegenwärtig Heil und Wohl wirkt. Das ist ein Geschehen, das Heilshandeln Gottes, das im göttlichen Leben bei Gott vorgegeben ist, das sich offenbart, wie die biblischen Texte bezeugen und die altkirchlichen Konfessionen bekennen.

Gerade in der "Partnerschaft im Gehorsam" gegen das Wort Gottes wird man gegen Jung Young Lee diese kritischen Fragen stellen dürfen um des gegenseitig anregenden Austausches und um des sich gegenseitig befruchtenden Wechselverhältnisses willen, die ihren Maßstab und ihre Norm in der christlichen Wahrheit haben.

Anmerkungen:

- (1) H.-W. Gensichen, Einzigartigkeit und Eigenart, ÖR 18, 1969.
- (2) Ebd., 471.
- (3) Ch.-S. Song, "Die zeitgenössische chinesische Kultur und ihre Bedeutung für die Aufgabe der Theologie", in: Theologische Stimmen aus Asien, Afrika und Lateinamerika, Bd. I, München 1965, 52 ff.
- (4) J.-Y. Lee, Das Yin-Yang-Denken, in: Wie Christen in Asien denken, hrsg. D.J. Elwood, Frankfurt/M. 1979, 25 ff.
- (5) Lien-Min Cheng, Taiwan, in: Lexikon zur Weltmission, hrsg. St. Neill, N.-P. Moritzen, E. Schrupp, Wuppertal 1975, 527.
- (6) Ebd. 528
- (7) Ch.-S. Song, Die zeitgenössische chinesische Kultur und ihre Bedeutung für die Aufgabe der Theologie, in: Theologische Stimmen aus Asien, Afrika und Lateinamerika Bd. I, München 1965, 71.
- (8) Ebd., 71.
- (9) Ch.-S. Song, Die Bedeutung der Christologie in der christlichen Begegnung mit den östlichen Religionen, in: Theologische Stimmen aus Asien, Afrika und Lateinamerika, Bd. III, München 1968, 99.
- (10) Ebd., 104,
- (11) ebd., 104.
- (12) Ch.-S. Song, Von Israel nach Asien - Ein theologischer Sprung, in: Europäische Theologie, herausgefordert durch die Weltökumene, KEK, Genf 1976, Studienheft 8, 28.
- (13) Jung Young Lee, Das Yin-Yang-Denken, in: Wie Christen in Asien denken, hrsg. D.J. Elwood, Frankfurt/M. 1979, 25 ff.
- (14) Ebd., 29.
- (15) Jung Young Lee, Kann Gott Wandlung - Selbst sein? in: Wie Christen in Asien denken, hrsg. D.J. Elwood, Frankfurt/M. 1979, 127 ff.
- (16) Ebd., 135,
- (17) ebd., 136,
- (18) ebd., 140.
- (19) A.Th van Leeuwen, Christianity in World History, übers.von H.H. Hoskins, New York 1964.
- (20) Th.Boman, Das hebräische Denken im Vergleich mit dem griechischen, Göttingen 1965⁴.
- (21) Parmenides. Quellen der Philosophie, ed. R. Berlinger, Frankfurt 1970, 101.
- (22) Nikolaus von Kues, De docta ignorantia II, IV
- (23) Kl. M. Meyer-Abich, Korrespondenz, Individualität und Komplementarität, Wiesbaden 1956, 153.
- (24) G. Howe, Parallelen zwischen der Theologie K. Barths und der heutigen Physik in: Antwort. K. Barth zum 70. Geburtstag, Zürich 1956, 409 ff.
- (25) R. Hermann, Luthers These "Gerechter und Sünder zugleich", Darmstadt 1960.
- (26) D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, München 1958⁸, Brief vom 16.7.44; 18.7.44; 21.7.44.
Vgl. auch: M. Plathow, Die Mannigfaltigkeit der Wege Gottes zu D. Bonhoeffers kreuzestheologischer Vorsehungslehre, KuD 26, 1980, 109 ff.
- (27) E. Jüngel, Gott als Geheimnis der Welt, Tübingen 1977².
- (28) J. Moltmann, Der gekreuzigte Gott, München 1972.
- (29) J.B. Cobb, Prozess-Theologie, Göttingen 1979.

Vielseitiges Programm zur 600-Jahr-Feier

„Das Unijubiläum lebt nicht ohne die Bevölkerung“

Wie begegnet eine Massenuniversität in der heutigen Zeit – bei allgemein fehlendem Geschichtsbewußtsein – einem bevorstehenden historischen Ereignis wie der 600-Jahr-Feier? Felert die Universität, größter Arbeitgeber in der Region, mit oder ohne Bevölkerung? Diese und ähnliche konstruktiven oder kritischen Fragen wollte die Freie Wählervereinigung auf ihrer jüngsten kommunal-historischen Veranstaltung in den „Merian-Stuben“ beantwortet wissen. Dr. Helner Must, Leiter des Jubiläums-Planungskomitees, gab zu verstehen, daß es mit Sicherheit enttäuschte Gesichter geben werde, wenn zum eigentlichen Festakt am 18. Oktober 1986 mit Bundespräsident Richard von Weizsäcker, Schirmherrschaft des Jubiläums, nur die „oberen Zehntausend“ in die Heiliggeistkirche eingeladen würden. Andererseits gäbe es eine Vielzahl von Veranstaltungen wie Tagungen, Ausstellungen, Theateraufführungen oder Konzert, an denen auch die „breite Masse“ partizipieren könne.

So, wie sich der Jubiläumskalender im derzeitigen Stadium präsentiert, konzentriert er sich zwischen den beiden Eckdaten Oktober 1985 und Oktober 1986 auf wissenschaftliche Tagungen, Vorträge, Kongresse mit akademischem Charakter, fakultätsbezogene oder studentische Veranstaltungen sowie weiter mit Integrierung der zwar in Heidelberg ansässigen, aber nicht der Uni angeschlossenen Institute. Brauchbaren Vorschlägen stünde das Planungskomitee nach wie vor positiv gegenüber, ließ Dr. Must wissen, raunte aber mehrfach während des Informationsabends ein, daß Vorschläge mit direktem Bezug zur Bevölkerung wie etwa einem Umzug oder Sternmarsch von den Stadtteilen vorbereitet werden müßten – hier würde sich die Universität sehr schwer tun. Redaktions-schluß für den endgültigen Jubiläumskalender ist Ende Juli.

Schließlich soll es bereits in einem halben Jahr losgehen: Am 23. Oktober nämlich, dem denkwürdigen Tag, an dem vor 600 Jahren Papst Urban VI. die Stiftungsbulle abgesegnet hatte. Im Juni 1386 erreichte sie endlich die Kurpfalz, und am 18. Oktober 1386 wurden die Gründungsformalitäten der Ruperto Carola in der Heiliggeistkirche abgeschlossen. Auch 1986 wird am 19. Oktober als Krönung der Festwoche vom 12. bis 18. Oktober an gleicher Stelle das Jubiläum mit einem ökumenischen Gottesdienst ausklingen.

Drei Großprojekte, die innerhalb der Ruprecht Karl Universität in die Zukunft weisende Akzente setzen werden, stünden außerdem im Mittelpunkt der Jubiläums-Planungen: Ein dreigeschossiges unterirdisches Magazin für die Unibibliothek, die bekanntlich aus allen Nähten platze. Das Magazin sei für weit über eine Million Bände konzipiert. Das 15-Millionen-Mark-Projekt habe sich das Land Baden-Württemberg als Festgabe ausgesucht. Laut Dr. Must soll der erste Spatenstich im Herbst 1986 erfolgen.

Das zweite Jubiläumsprojekt befasse sich mit der Einrichtung eines Internationalen Wissenschaftsforums in den Häusern Hauptstraße 232 und 242. An der Finanzierung beteilige sich die Stiftung Volkswagenwerk mit 1,9 Millionen Mark und die „Stiftung 600 Jahre Universität Heidelberg“. Durch das dritte zehn Millionen Mark verschlingende Vorhaben soll die alte ehrwürdige Universität endgültig in das Computerzeitalter Einzug halten. Vorgesehen ist ein Netz von 150 Personalcomputern für Forschung, Lehre und Verwaltung.

Mit großer Spannung erwartet werde die Ausstellung „Bibliotheca Palatina“ auf der Empore der Heiliggeistkirche. Denn erstmals habe sich der Vatikan bereit erklärt, die wichtigsten Exemplare der „Bibliotheca Palatina“ Heidelberg, dem Ursprungsort dieser einst bedeutendsten Sammlung des Abendlandes, als Leihgabe zur Verfügung zu stellen.

Mit einer weiteren Ausstellung zur Geschichte der Universität Heidelberg wollen die Veranstalter auch in die einzelnen Stadtteile gehen. In der sich anschließenden Diskussion wurde bedauert, daß es nun wohl zu spät sei, gerade den Bezug der Stadtteile wie etwa von Handschuhheim zur Universität als Ergänzung dokumentarisch darzustellen.

Höhepunkte, die auch in der Öffentlichkeit große Beachtung finden werden, erklärte Dr. Must, gäbe es in großer Zahl wie die „Szepeter-Ausstellung“ mit wertvollen Exponaten aus ganz Europa, mehrere „Tage der offenen Tür“ oder, um ein weiteres Beispiel zu nennen, den Jacob-Gould-Schurmann-Tag, durch dessen Hilfe die Neue Universität gebaut werden konnte. Hiermit solle die enge Verbundenheit der Ruperto Carola mit den USA bekundet werden.

Auch an Sammler sei gedacht worden: Eine Fünfmark-Gedenkmünze sei bereits genehmigt, während eine Sondermarke von Bonn noch das „OK“ braucht. Im Jubiläumsjahr sind außerdem eine Reihe interessanter Publikationen zu erwarten, setzte der Unisprecher seinen Überblick fort. Diese würden allerdings für den Mann auf der Straße preislich nur dann interessant, wenn die hierfür nötigen Druckzuschüsse aufgebracht werden könnten.

In diesem Zusammenhang wies Dr. Must auf die „Stiftung 600 Jahre Universität Heidelberg“ hin, die zur Deckung der laufenden Kosten gegründet worden sei und der jedermann beitreten könne. Am Ende der FWV-Veranstaltung tat dies spontan Stadtrat Werner Poppen für den gesamten FWV-Vorstand – eine Geste, die hoffentlich Schule machen werde, begrüßte der Univertreter diesen Schritt.

Durch öffentlich-rechtliche Medien, dem Privatfernsehen oder der RNZ würde zudem die Öffentlichkeit über den Verlauf des Jubiläums umfangreich informiert, ergänzte Dr. Must. So habe sich die RNZ schon jetzt bereit

erklärt, während des Jubiläumsjahres der Universität wöchentlich eine Sonderseite zu widmen oder zur Festwoche eine Sonderbeilage zu veröffentlichen.

Der Unisprecher erklärte im Laufe der Diskussion, ohne Bevölkerung könne das Jubiläum nicht leben, denn Heidelberg habe nicht eine Universität, sondern sei eine. Jeder hätte während der 600-Jahr-Feier Gelegenheit, einen einschlägigen Kongreß zu besuchen, sich am Studium generale zu beteiligen oder etwa für Ausländer Privatquartiere zur Verfügung zu stellen. Der Phantasie seien hier keine Grenzen gesetzt, wie auch aus der Vielzahl der Vorschläge aus den Reihen der Freien Wähler zu schließen war: Ein großer Büchermarkt auf dem Uniplatz, ein Festumzug, eine Sammlung von Anekdoten über einst in Heidelberg lebende Professoren, eine Auflistung in Heidelberg beigesetzter namhafter Professoren oder eine Broschüre mit Straßen und Plätzen, die nach ehemaligen Heidelberger Studenten oder Professoren benannt worden seien, eine reizvolle Aufgabe für das Stadtarchiv, wie festgestellt wurde.

v.h.

Im Jubiläumsjahr der Universität von Rom zurück nach Heidelberg

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus – in Heidelberg wie in Rom. Dort, im Tiefmagazin der Vatikanischen Bibliothek, sind zur Zeit Heidelberger Wissenschaftler unter der Leitung des Direktors der Universitätsbibliothek, Dr. Elmar Mittler, dabei, die Vitrienen für die große Ausstellung von Schätzen der Bibliotheca Palatina zusammenzustellen, die einen kulturellen Glanzpunkt innerhalb der Feierlichkeiten zum 600. Universitätsjubiläum im nächsten Jahr darstellen wird. Erst dieser Tage hat – wie die RNZ schon kurz berichtete – der Ministerrat des Landes beschlossen, zusätzlich 1,9 Millionen Mark für die Ausstellung in Heidelberg bereitzustellen.

Bislang sind die 8000 Bände der berühmten Bibliotheca Palatina, die der Papst im Jahre 1623 von Heidelberg nach Rom transportieren ließ, noch kaum ausgewertet und beschenken den vor Ort tätigen Heidelbergern immer neue Überraschungen, heißt es in einem Bericht aus Rom. Fest steht jedoch, daß die vom Ministerrat zur Verfügung gestellten 1,9 Millionen dringend benötigt werden, um die notwendigen Sicherheitsvorkehrungen und konservatorischen Maßnahmen zum Schutz der kostbaren Ausstellungsstücke durchführen zu können.

Dort, wo die kostbaren Werke einst aufbewahrt wurden – in der Heiliggeistkirche –, sollen sie in einer bisher einzigartigen Auswahl im großen Jubiläumsjahr der Ruperto Carola dann der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Damit verläßt ein Teil der berühmten Bibliothek auch zum ersten Mal den Vatikan und wandert in sein Ursprungsland zurück. Da die Ausstellung sehr aufwendig ist, wird sie auch relativ lange in Heidelberg bleiben: nämlich von Juli bis November 1986.

Wie der baden-württembergische Minister für Wissenschaft und Kunst, Professor

Dr. Helmut Engler, anlässlich des Ministerratsbeschlusses erklärte, war die Bibliotheca Palatina, die heute zur Vatikanischen Bibliothek gehört, die erste Bibliothek der Universität Heidelberg. Sie geht auf die Bibliothek der Kurfürsten von der Pfalz zurück und hatte mit ihren bedeutenden Stücken antiker, karolingischer und hochmittelalterlich-staufischer Überlieferungen – wie zum Beispiel das Falkenbuch Friedrichs II. und die Manessische Liederhandschrift – damals etwa den Charakter einer Reichsbibliothek. Von Kurfürst Ottheinrich wurde sie durch gezielte Erwerbungen, zum Beispiel aus alten Klosterbeständen des Reichsklosters Lorsch, kontinuierlich erweitert.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte die Bibliothek bereits einen solchen Rang erreicht, daß sie Gelehrte aus ganz Europa anzog. Wesentlich bereichert wurde sie durch die Übernahme der Sammlung Ulrich Fuggers, der seine landesübergreifenden Handelsbeziehungen dazu nutzte, um aus dem Mittelmeerraum griechische und byzantinische Handschriften zu erwerben. Mit Recht – so Minister Engler – sei damals die Heidelberger Bibliothek „Mutter aller deutschen Bibliotheken“ und der „größte Schatz des gelehrten Deutschlands“ genannt worden.



Ein Blick in den prachtvollen Lesesaal der Vatikanischen Bibliothek: Nur hier kann man bisher die Schätze der Bibliotheca Palatina unter die Lupe nehmen.

Nach der Eroberung Heidelbergs durch Tilly im Jahre 1623 wurde die Bibliothek von Maximilian von Bayern dem Papst Gregor XV. auf dessen Wunsch geschenkt. Während es im 19. Jahrhundert gelang, die deutschen Handschriften aus Rom zurückzuholen, befinden sich die lateinischen, griechischen, hebräischen und orientalischen Handschriften sowie die Druckschriften mit ihren wertvollen Einbänden heute noch in der Vatikanischen Bibliothek und sind dort ausschließlich Wissenschaftlern zugänglich.

Vor diesem Hintergrund hat es Wissenschaftsminister Engler als ein „kulturpolitisch außergewöhnliches Ereignis“ gewertet, daß sich die Kurie auf Bitten der Landesregierung bereiterklärt hat, eine repräsentative Auswahl des Bestandes der Bibliotheca Palatina – fast 500 Exponate, darunter auch das „Falkenbuch“ – zum Heidelberger Universitätsjubiläum auszuleihen. Engler zufolge wird damit ein „einmaliges kulturelles Ereignis von europäischem Rang“ ermöglicht: Die schönsten Bestände der weltberühmten Bibliothek können an ihrem ursprünglichen Standort, der Heiliggeistkirche in Heidelberg, der Öffentlichkeit für einige Monate gezeigt werden. -os

Günther Bornkamm 80 Jahre

Am heutigen Dienstag feiert Günther Bornkamm, emeritierter ord. Professor für Neutestamentliche Exegese an der Universität Heidelberg, seinen 80. Geburtstag. Sein Werk hat die Theologiegeschichte der Nachkriegszeit geprägt.

Geboren in Görlitz, studierte er von 1924 bis 1929 Theologie, promovierte 1930 in Marburg bei Rudolf Bultmann und habilitierte sich 1934 in Königsberg bei Julius Schniewind. Als Privatdozent engagierte er sich in der Bekennenden Kirche und wurde deshalb an die Universität Heidelberg (straf-)versetzt. Da er trotz staatlicher Auflagen weiter in der Bekennenden Kirche mitarbeitete, wurde ihm 1936 die venia legendi entzogen. Nach Verlust der Lehrbefugnis an einer staatlichen Universität konnte er ab 1937 an der Kirchlichen Hochschule Bethel lehren, bis auch diese 1939 von den Nationalsozialisten geschlossen wurde. Bornkamm wurde Pfarrer, betreute zunächst verwaiste Gemeinden in Ostpreußen, wurde dort ausgewiesen, verwallte von 1940 bis 42 (ohne Bestätigung durch das Kirchenministerium) Pfarrstellen in Münster und Dortmund und erlebte die letzten Nachkriegsjahre als Soldat an der Ost- und Westfront.

Erst nach dem Kriege war eine kontinuierliche wissenschaftliche Arbeit möglich. Im Herbst 1945 begann er als Dozent in Bethel, 1946 wurde er Ehrendoktor in Marburg und Heidelberg. 1947 erhielt er einen Ruf nach Göttingen und 1949 nach Heidelberg. Hier trug er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1971 dazu bei, daß die 50er und 60er Jahre eine der Blütezeiten der Heidelberger Theologischen Fakultät wurden. 1953 lehnte er einen Ruf nach Hamburg ab. 1956 wurde er Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Forschungsgeschichtlich gehört Bornkamm zur „Bultmann-Schule“, die lange Zeit das geistige Klima exegetischer Arbeit in Deutschland prägte. Die Schüler Bultmanns fragten in zwei Richtungen weiter: einerseits nach dem historischen Jesus hinter den Gemeindefiktionen, andererseits nach den Endredaktionen der Evangelien, durch die uns die Gemeindefiktionen über Jesus erhalten sind. Günther Bornkamm war für beide Fragestellungen wegweisend. Er schrieb das klassische Jesusbuch seiner Zeit, „Jesus von Nazareth“ (1956), das bis heute in 13 Auflagen und 11 Sprachen erschien. Gleichzeitig wurde er durch seine Arbeiten zum Matthäusevangelium zum Wegbereiter der „redaktionsgeschichtlichen Methode“, wel-

che die Evangelien als eigenständige Arbeit urchristlicher Theologen würdigte.

Charakteristisch für Günther Bornkamm ist, daß der von „Dialektischer Theologie“ und vom „Entmythologisierungsprogramm“ ausgehende Impuls bei ihm „urbane“ Gestalt gewann: An die Stelle des schroffen Appells an die menschliche Glaubensentscheidung trat der Appell an das, was als evident erfahren werden kann, wenn man sich der Botschaft öffnet. „Unmittelbarkeit“ wurde zur zentralen Kategorie, um die theologische Bedeutung der Person Jesu zu deuten (und trat neben Kategorien wie „Paradox“ und „Skandalon“). Hinter der Theologie des Paulus wurde wieder der Mensch Paulus sichtbar, in dessen Denken Glaube und Vernunft eng aufeinander bezogen schienen. Diese urbane Gestalt seines theologischen Denkens spiegelt sich auch in einer vorbildlich klaren Wissenschaftsprosa, die seinen Büchern außerhalb theologischer Fachkreise breite Resonanz verliehen haben.

Der Neuaufbruch theologischen Denkens in den 20er und 30er Jahren wurde außerhalb Deutschlands mit Distanz betrachtet. Erst der urbane Denksstil Bornkamm hat diese Distanz an vielen Orten überwunden. Vor allem im angelsächsischen Raum wurde mit seinem Werk die in Deutschland diskutierten theologischen Probleme erst richtig rezipiert. Es ist kein Zufall, daß Bornkamm 1965 zum Ehrendoktor der Universität Glasgow und 1979 zum Ehrendoktor der Universität Oxford ernannt wurde, daß die umfassendsten Würdigungen seines Werkes in englischer Sprache geschrieben wurden und daß die internationale Neutestamentlervereinigung „Studium Novi Testamenti Societas“ ihn 1977/78 zu ihrem Präsidenten wählte. Wenn die theologische Entwicklung in Deutschland und im Ausland heute mehr miteinander verflochten ist als je zuvor, so ist das auch sein Verdienst.

Dazu trug auch seine Lehrtätigkeit in Heidelberg bei. Viele Theologen im In- und Ausland, in Wissenschaft und Praxis verdanken ihr entscheidende Impulse. Der Zustrom von Studenten war groß. Dennoch hat sich Günther Bornkamm 1965/66 der Universität als Rektor und zwei weitere Jahre als Prorektor zur Verfügung gestellt. Sein Rektorat wurde vom Vertrauen aller Gruppen der Universität getragen.

Der 80. Geburtstag dieses bedeutenden Gelehrten ist ein willkommener Anlaß, ihm erneut zu danken. Für Schüler und Nachfolger ist er Vorbild und Verpflichtung.

Gerd Theißen